

Sabrina Kulin, Keno Frank,
Detlef Fickermann, Knut Schwippert (Hrsg.)

Soziale Netzwerkanalyse

Theorie, Methoden, Praxis



Soziale Netzwerkanalyse

Netzwerke im Bildungsbereich

herausgegeben von
Herbert Altrichter, Nils Berkemeyer,
Harm Kuper, Katharina Maag Merki

Band 5



Waxmann 2012
Münster / New York / München / Berlin

Sabrina Kulin, Keno Frank,
Detlef Fickermann, Knut Schwippert (Hrsg.)

Soziale Netzwerkanalyse

Theorie, Methoden, Praxis



Waxmann 2012
Münster / New York / München / Berlin

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Netzwerke im Bildungsbereich, Band 5

ISSN 1866-0460

ISBN 978-3-8309-2672-6

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2012

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Design, Ascheberg

Umschlagfoto: © Foto-Ruhrgebiet – Fotolia.com

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

<i>Detlef Fickermann, Knut Schwippert, Keno Frank & Sabrina Kulin</i> Einleitung	9
---	---

Einführung in die Netzwerkforschung

<i>Holger von der Lippe</i> Zur Fundierung einer psychologischen Netzwerkforschung.....	19
--	----

<i>Nicoline Scheidegger</i> Der Netzwerkbeff zwischen einem Konzept für Handlungskoordination und einer Methode zur Untersuchung relationaler Phänomene	41
---	----

Bildungsnetzwerke in Hamburg

<i>Anna Becker, Eva Pertzborn, Romy Stühmeier, Hans-Werner Schäfer & Jan Behrend</i> „Netzwerk für Bildung in Hamburg“: Rahmenprogramm Integrierte Stadtteilentwicklung, Lernen vor Ort und Regionale Bildungskonferenzen.....	53
---	----

<i>Dieter Bensmann</i> Das Beispiel „Netzwerk der Ganztagschulkoordinatoren“ in Hamburg.....	79
---	----

Methoden der Netzwerkforschung

<i>Hans J. Hummell & Wolfgang Sodeur</i> Der Triadenzensus – ein Instrument zur Beschreibung der Struktur von Beziehungsnetzen	99
--	----

<i>Andreas Herz</i>	
Erhebung und Analyse egozentrierter Netzwerke	133
 <i>Markus Gamper & Michael Kronenwett</i>	
Visuelle Erhebung von egozentrierten Netzwerken mit Hilfe digitaler Netzwerkkarten.....	151
 Netzwerkanalysen in der Forschung	
 <i>Tobias C. Stubbe</i>	
Netzwerkanalysen in der Forschung – Zusammenfassung und Diskussion.....	167
 <i>Wiebke Bruns</i>	
Egozentrierte Netzwerkanalyse in der Gesundheitsforschung	173
 <i>Nicoline Scheidegger</i>	
Netzwerkstruktur oder Beziehungsinhalt zur Erklärung intraorganisationaler Ergebnisse? Inhaltliche Differenzierung und Clusteranalyse arbeitsrelevanter Ties in egozentrierten Managernetzwerken	185
 <i>Michael Rehberg</i>	
Die Internationalisierung der Optischen Technologien – Das Anwendungsbeispiel einer qualitativen Netzwerkanalyse in der wirtschaftsgeographischen Internationalisierungsforschung	201
 <i>Jens Ridderbusch</i>	
Deutschland auf dem Weg zum zweigliedrigen Schulsystem oder zu einer Schule für alle? – Policy-Netzwerke in der Bildungspolitik	215
 <i>Irene Leser & Rubina Vock</i>	
Wie bedeutsam sind Schulentwicklungsnetzwerke? Eine Analyse netzwerkspezifischer Kooperationsbeziehungen im Rahmen der Schulentwicklungsinitiative „prima(r)forscher – Naturwissenschaftliches Lernen im Grundschulnetzwerk“	233

Nina Kolleck

Vernetzt für den Wandel?

Netzwerke im Bereich Bildung für nachhaltige Entwicklung unter der Lupe 249

Martina Kenk

Publikations- und Forschungsnetzwerke von Nachwuchswissenschaftlerinnen..... 267
und -wissenschaftlern in der empirischen Bildungsforschung

Sabrina Kulin

Netzwerke von Instrumentallehrkräften –

Eine Untersuchung im Rahmen des Programms „Jedem Kind ein Instrument“ 279

Zusammenfassung

Sabrina Kulin, Keno Frank, Detlef Fickerman & Knut Schwippert

Egozentrierte Netzwerkanalysen – Resümee und Perspektiven

für Forschungsansätze im Bildungsbereich..... 293

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren..... 297

Einleitung

1 Vorbemerkung

Wenn von „dem“ Bildungssystem gesprochen wird, ist bei vielen der erste Impuls, an die Institution Schule und die in ihr Lehrenden und Lernenden zu denken. Jedoch erweitert sich der vertiefte Blick schnell auch auf Eltern, kooperierende Betriebe, Kindergärten, Bildungsadministrationen, Bildungspolitik und Bildungsforschung – um nur wenige zu nennen. Diese nur exemplarisch genannten Gruppen und Institutionen im Bildungssystem sind nicht nur bilateral mit der „Kerninstitution“ Schule verbunden, sondern interagieren auch untereinander. Gerade vor dem Hintergrund des sich wandelnden Steuerungsparadigmas im Bildungssystem, ausgelöst durch die Veröffentlichung von Befunden aus den groß angelegten Schulvergleichsuntersuchungen wie TIMSS, PISA und IGLU entwickelt sich das Verhältnis insbesondere zwischen der Bildungsforschung, Bildungsadministration und Bildungspolitik seit Mitte der 1990er Jahre neu.

Die Vorstellungen, empirisch abgesicherte Befunde aus der Bildungsforschung könnten klare Hinweise für Bildungspolitik und Bildungsadministration darüber geben, wie das Bildungssystem verändert und damit auch verbessert werden könnte, erwiesen sich als vorschnell und zu optimistisch. Es gibt nicht einzelne Stellschrauben, an denen einfach gedreht werden muss, um das System bzw. seine Leistung bzw. seinen „Output“ zu verbessern. Das Bildungssystem funktioniert nicht wie ein einfaches Reiz-Reaktions-System und es sind Maßnahmen nicht nur in ihren Wirkungen, sondern auch in ihren Nebenwirkungen zu betrachten. Es zeigte sich, dass die vorliegenden Befunde nur in einem komplexen Zusammenspiel zu verstehen sind und dass insbesondere die Vertreterinnen und Vertreter aus der Bildungsadministration und Bildungspolitik erst lernen mussten, sie zu lesen. Die Bildungsforschung ihrerseits musste lernen, potenziell relevantes Steuerungswissen und Steuerungsgrößen zu benennen und zu beschreiben, die nicht im akademischen Sinne von *ceteris paribus* Betrachtungen zu verstehen, sondern von den in der Administration und Politik Handelnden auch zu nutzen sind.

Bildungsforschung, Bildungsadministration und Bildungspolitik agieren nach unterschiedlichen Handlungslogiken und in verschiedenen Zeitregimen, die sich den jeweils anderen Partnern nicht unmittelbar bzw. nur schwer erschlossen. So wurde aus dem guten Willen, das Bildungssystem evidenzbasiert zu verbessern, ein zum Teil mühseliger und auch von Missverständnissen geprägter Prozess. Auch wenn sich dieser in den letzten Jahren durch Lernprozesse und wechselseitiges Verständnis für die Positionen der anderen zunehmend klären konnte, bleiben Bildungsforschung, Bildungsadministrationen und Bildungspolitik auch weiterhin nach den jeweils eigenen Logiken handelnde Institutionen. Dies gilt es zu beachten und zu respektieren.

Basierend auf dem gemeinsamen Verständnis und Bemühen, das Bildungssystem weiterentwickeln und damit verbessern zu wollen, ist in Hamburg eine Einrichtung an der

Verbindungsstelle zwischen der Bildungsforschung und der Bildungsadministration und -politik gegründet worden. Die Idee, das Hamburger Zentrum zur Unterstützung der wissenschaftlichen Begleitung und Erforschung schulischer Entwicklungsprozesse (ZUSE) ins Leben zu rufen, wurde im Laufe des Jahres 2009 gemeinsam von der Hamburger Behörde für Schule und Berufsbildung (BSB) und der Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Bewegungswissenschaft der Universität Hamburg (EPB) entwickelt und zum Jahresende auch im Rahmen einer Kooperationsvereinbarung vereinbart.

Das Zentrum bietet Kommunikations- und Koordinationshilfen an, die sowohl von der BSB als auch von der Fakultät EPB in Anspruch genommen werden. Es arbeitet mit den sie tragenden Institutionen aufgabenbezogen zusammen und bietet Serviceleistungen für diese an. Hierbei können die Aktivitäten von ZUSE in drei Bereichen charakterisiert werden: (1) Eine zentrale Aufgabe von ZUSE ist es, von Seiten der Behörde formulierte Erkenntnisinteressen oder wissenschaftliche Unterstützungsbedarfe so zu formulieren, dass sie einer wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich sind und ggf. die Basis für entsprechende Ausschreibungen bilden können. (2) Des Weiteren bietet ZUSE an, Antragsentwürfe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Fakultät zu Forschungsvorhaben im Hamburger Bildungssystem mit aktuellen, von Schulen und/oder der BSB formulierten Forschungsbedarfen abzugleichen. Und schließlich (3) ist der Aufbau einer Forschungsdokumentation ein weiteres Ziel von ZUSE, das es erlauben soll, ohne weitere Recherchen mögliche Ansprechpartner zu finden, die wissenschaftlich unterstützen oder mögliche Evaluationsaufträge übernehmen können. ZUSE unterstützt somit die Fakultät und einzelne Fakultätsangehörige beim Aufbau und der Koordinierung von Arbeitsgruppen, Forschungsverbänden und Netzwerken innerhalb der Universität und auch darüber hinaus.

Der Anlass dieses Bandes ergibt sich aus dem letztgenannten Punkt. Aus der Erkenntnis heraus, dass nicht nur einzelne Gruppen, sondern auch Systeme kooperierend und vernetzt miteinander arbeiten, ist die gemeinsame Fragestellung gereift, wie solche Netzwerke im Bildungssystem identifiziert, beschrieben und ggf. auch weiterentwickelt werden können. Neben der theoretischen Einbettung von Netzwerkanalysen und der exemplarischen Darstellung Hamburger Bildungsnetzwerke, ist es Ziel des Bandes, besonders die Methoden und praktischen Umsetzungen der Netzwerkanalyse in Forschungsprojekten vorzustellen.

Die in dem Band enthaltenen Beiträge gehen auf die von ZUSE gemeinsam mit der Fakultät EPB der Universität Hamburg im März 2011 durchgeführte Tagung „Soziale Netzwerkanalyse und ihr Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Forschung“ zurück.

2 Annahmen und Entwicklungen der Netzwerkforschung

In den letzten Jahren hat sich die Netzwerkanalyse als eigene Forschungsrichtung in den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Fachdisziplinen etabliert. Sowohl in der Soziologie als auch der Psychologie und der Erziehungswissenschaft sind Verflechtungen von unterschiedlichen Individuen, Gruppen (Peers) aber auch Institutionen anhand von Netzwerkanalysen – den jeweiligen Forschungsparadigmen der Fachdisziplinen folgend – in den Blick genommen worden.

Im Wesentlichen können hierbei zwei Herangehensweisen unterschieden werden: Die Analyse von ganzen Netzwerken, also die Analyse aller Verbindungen und Elemente in einem Netzwerk oder die Analyse der Verwobenheit eines Akteurs, einer Gruppe bzw. einer Institution mit seiner Umwelt. Der erste Ansatz setzt voraus, dass alle Elemente bzw. Akteure und deren jeweilige Verbindungen abgrenzbar definiert und damit dann auch als Gesamtnetzwerk betrachtet werden können. Gerade im sozialwissenschaftlichen Bereich können hierbei schnell Probleme auftreten, und zwar dann, wenn es um die Bestimmung aller zu einem Netzwerk gehörenden Personen geht. Demgegenüber bietet die Betrachtung eines Netzwerks von einem bestimmten Akteur aus die Möglichkeit, relevante und notwendige Verbindungen bzw. Relationen für diesen Akteur (der ein Individuum, eine Gruppe (Peer) oder auch eine Institution darstellen kann) in den Blick zu nehmen, definitorische Grenzen zu ziehen und damit das zu betrachtende Netzwerk nicht in extenso zu erweitern. Dies allerdings zu dem Preis, dass möglicherweise die Einbettung des Beobachteten in der Umwelt, und damit ein erweitertes Verständnis des Netzwerks durch externe Beeinflussungen, unberücksichtigt bleiben müssen.

Nach Stubbe, Pietsch und Wendt (2007) bieten die Netzwerkanalysen einen vielversprechenden Ansatz zur Weiterentwicklung sozialwissenschaftlicher Theorien, da durch die Einbettung von Handelnden in einen sozialen Kontext eine wichtige Verbindung von Mikro- und Makrotheorien möglich wird. Menschliches Handeln kann so in Abhängigkeit von den Strukturen, in die ein Akteur eingebettet ist, erklärt werden (Vygotsky, 1978). Neben der Betrachtung (möglichst) vollständiger Netzwerke bzw. der Konzentration auf die Vernetzung von Individuen bietet eine Trennung von Strukturen und Akteuren – nach Vygotsky – zwei theoretisch begründbare Perspektiven, die im Rahmen sozialer Netzwerkanalysen realisiert werden können. Zum einen können Strukturbeziehungen als Ganzes erfasst und analysiert werden. Zudem können neben den Merkmalen von Individuen auch die Qualität und der Inhalt einzelner Beziehungen von Akteuren erfasst werden. Gerade letzteres wird relevant, wenn in Netzwerken Informationsbeschaffung und Wissensaustausch zwischen den Akteuren in das Zentrum der Betrachtung rücken. Damit stellen die Beziehungen, die ein Akteur innehat, für ihn auch den Zugang zu Ressourcen dar. Dieser Gedanke entstammt der Soziologie, in der soziale Kontakte allgemein als potenzielle Zugänge zu Ressourcen charakterisiert werden (Bourdieu, 2010). Coleman (1991) spezifiziert dies durch die Verwendung des Begriffs der soziostrukturellen Ressourcen und beschreibt die Möglichkeit, durch Sozialkapital neue Fähigkeiten und Fertigkeiten zu erlangen. So haben beispielsweise soziale Beziehungen und die damit verbundenen Ressourcen Einfluss auf Werte, Einstellungen und Handlungen (Kriesi, 2007) und Handlungsmöglichkeiten (Jansen, 2000). Auf diese Weise erweitert der Zugang zu Informationen, über den eine Person auf Grund ihres Sozialkapitals verfügt, deren Handlungsgrundlagen (Coleman 1991).

Rehrl & Gruber (2007) konstatieren mit Blick auf das Bildungssystem, dass durch gemeinsame Reflexionen und Austausch auch die Kompetenzen von Lehrkräften gestärkt werden. In diesem Zusammenhang fanden Carmichael, Fox, McCormick, Procter & Honour (2006) heraus, dass besonders intensive Beziehungen den Lehrkräften aus subjektiver Sicht helfen, die Schulleistung im Unterricht zu verbessern und sie vor allem durch ‚schwache‘ Beziehungen neues Wissen erlangen und weitergeben können. ‚Starke‘ und

‚schwache‘ Beziehungen werden im Rahmen von Netzwerkanalysen mit Blick auf Kontakthäufigkeit oder räumliche sowie emotionale Nähe unterschieden (Avenarius, 2010). Eine ‚schwache‘ Beziehung meint in diesem Zusammenhang viele aber einfach strukturierte Beziehungen.

Damit erweist sich im Kontext erziehungswissenschaftlich geprägter Bildungsforschung die Analyse von Netzwerken als reizvolle Herausforderung.

In den vergangenen Jahren lässt sich auf Grund stetiger Reformbemühungen im Schulsystem und auf der Ebene der Einzelschulen vermehrt die Kooperation von Schulen mit ihrem Umfeld (andere Schulen, Betriebe, Vereine und Verbände, Kindertagesstätten usw.) im Sinne einer Öffnung von Schule beobachten. Zudem gibt es konkrete Vernetzungsprojekte, die insbesondere dazu dienen, Kompetenzen der Lehrkräfte zu erweitern. Aber auch über die Institution der Schule hinaus lässt sich die Vernetzung von Bildungseinrichtungen mit ihrem Umfeld beobachten. Beispielfhaft seien hier die in Hamburg durchgeführten regionalen Bildungskonferenzen, das „Rahmenprogramm integrierte Stadtteilentwicklung“ oder das Bundes- und Stiftungsprogramm „Lernen vor Ort“ genannt. Ziel dieser Projekte ist es, den Kompetenzerwerb der Schülerinnen und Schüler durch die Vernetzung verschiedener „Lernorte“ zu fördern.

3 Zu diesem Band

Der vorliegende Band zur Netzwerkanalyse verfolgt das Ziel, Beiträge der im März 2011 durchgeführten Tagung „Soziale Netzwerkanalyse und ihr Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Forschung“ mit Artikeln weiterer Autorinnen und Autoren systematisch zu bündeln.

Der Band ist in vier Themenblöcke gegliedert: Zunächst wird in die Netzwerkanalyse eingeführt, indem der Begriff des Netzwerks geklärt und die Relevanz von Netzwerkforschung theoriegeleitet dargestellt wird. Daraus leiten sich zwei Lesarten des Netzwerkbegriffs ab: Zum einen handelt es sich bei Netzwerken um Formen konkreter Zusammenarbeit verschiedener Akteure, zum anderen sind damit sozialwissenschaftliche Methoden zur Analyse von Netzwerken gemeint. Um zunächst die Lesart der konkreten Zusammenarbeit zu verdeutlichen, werden im zweiten Themenblock verschiedene Hamburger Vernetzungsprojekte im Bildungsbereich und ihre jeweiligen Zielperspektiven aufgezeigt. Der dritte Block geht auf die sozialwissenschaftliche Methode der Netzwerkanalyse ein. Vorgestellt werden allgemeine Erhebungsmethoden und Auswertungsmöglichkeiten zur Analyse von Netzwerken, insbesondere von egozentrierten Netzwerken. Abschließend werden im vierten Themenblock praktische Anwendungsfelder der Netzwerkanalyse anhand unterschiedlicher Forschungsprojekte vorgestellt. Auf die Ausgestaltung dieser vier Themenblöcke wird im Folgenden detailliert eingegangen.

3.1 Einführung in die Netzwerkforschung

Im Themenblock „Einführung in die Netzwerkforschung“ beschreibt Holger von der Lippe in seinem Beitrag „Zur Fundierung einer psychologischen Netzwerkforschung“, dass das Verständnis von Netzwerken und der Einsatz von Netzwerkanalysen gerade auch für die Psychologie einen interessanten und auch herausfordernden Ansatz darstel-

len. Er macht deutlich, wie sich in dieser Disziplin das Verständnis von sozial eingebetteten Netzwerken entwickelt hat und der Blick auf die Verbindung von zwei Personen (Dyaden) in den Fokus rückt. Dabei stellt er die Verknüpfung sozialer Netzwerkstrukturen mit psychologischen Individualeffekten heraus.

Nach Stubbe et al. (2007) bietet die Analyse sozialer Netzwerke die Möglichkeit, nicht nur individuelle Merkmale von Akteuren, sondern auch Beziehungen zwischen eben diesen zu erheben und zu analysieren. Ihrer Auffassung nach ermöglicht in der Regel erst die Verbindung beider Ansätze die angemessene Beschreibung von sozialen Wirklichkeiten.

Neben der Unterscheidung verschiedener analytischer Zugänge bei der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse im Rahmen der Organisation und Wirkung von Netzwerken können auch unterschiedliche Funktionen von Netzwerken selber zum Gegenstand von Untersuchungen werden. Gerade auf die oben skizzierten Situationen im Kontext des Bildungssystems werden verschiedene Anforderungen an soziale Netzwerke deutlich: Zum einen geht es um die Analyse (Exploration), den Aufbau und die Wirkung (Explanation) von Netzwerken. Zum anderen besteht auch die Möglichkeit, Netzwerke als Steuerungsinstrumente und als Methode zur Evaluation einzusetzen.

Scheidegger unterscheidet in ihrem Beitrag zum Netzwerkbegriff Netzwerke zum einen als Mittel institutioneller Steuerung und zum anderen als methodischen Zugang zur Beschreibung und Analyse von Beziehungsgeflechten. Sie beschreibt Netzwerke als Möglichkeit zur Handlungskoordination und stellt dabei die gegenseitige Vernetzung von Individuen in den Vordergrund. Ferner stellt sie die soziale Netzwerkanalyse als Methode zur wissenschaftlichen Erforschung solcher Netzwerke vor, wobei von ihr insbesondere die strukturellen Einbettungen von Akteuren und die daraus erwachsenden Chancen und Restriktionen in den Blick genommen werden. Scheidegger trennt analytisch die Konzeption eines deskriptiv-analytischen Netzwerkbegriffs, der sich in erster Linie auf die Relation von Akteuren bezieht und hierbei die Qualität der Verbindungen ausblendet, und das Konzept eines normativ-qualitativen Netzwerkbegriffs, das eine Alternative zu einer hierarchischen und Marktprinzipien folgenden Steuerung qualitativ zu beschreiben versucht.

3.2 Bildungsnetzwerke in Hamburg

Auch Franke & Wald (2005) stellen die verschiedenen Ebenen eines Netzwerkes dar und betonen seine Funktion als Theorie (theoretische Ebene), als Form der Zusammenarbeit (phänomenale Ebene) und als wissenschaftliche Methode (wissenschaftliche Ebene). Formen der Zusammenarbeit und institutionelle Steuerung werden am Beispiel Hamburger Vernetzungsprojekte im Bildungsbereich dargestellt.

Anna Becker, Jan Behrend, Hans-Werner Schäfer, Romy Stühmeier und Eva Pertzborn stellen in ihrem Beitrag die Hamburger Vernetzungsprojekte „Lernen vor Ort“, „Rahmenprogramm Integrierte Stadtteilentwicklung“ und „Regionale Bildungskonferenzen“ vor. Im Mittelpunkt dieser Projekte stehen sowohl die Vernetzung von Bildungseinrichtungen in einer Region untereinander als auch die Vernetzung verschiedener Behörden. Die Autorinnen und Autoren gehen auf die verschiedenen Vernetzungsebenen sowie auf die Herausforderungen beim Aufbau von Netzwerken in „versäulten“ Behördenstruk-

turen ein. Sie zeigen auf, wie Netzwerke in hierarchisch angelegten Verwaltungen konstruiert sein können und beschreiben den aktuellen Stand der Vernetzungsbemühungen. Deutlich wird dabei die hohe Komplexität bei der Umsetzung einer (stadt-)staatlichen Vernetzungsstrategie.

Dieter Bensmann geht in seinem Beitrag auf Aspekte des Netzwerkmanagements ein. Er stellt Methoden und Instrumentarien zur Netzwerksteuerung vor. Anhand des Praxisbeispiels „Ganztagsschulkoordinatoren in Hamburg“ leitet er wesentliche Handlungsfelder des Netzwerkmanagements ab und gibt Hinweise, wie Netzwerke erfolgreich gesteuert werden können.

3.3 Methoden der Netzwerkforschung

In den zuvor vorgestellten Themenblöcken wurde der Netzwerkbegriff theoretisch und auf der phänomenalen Ebene betrachtet. In diesem Themenblock werden Netzwerkanalysen und die jeweils angewandten Methoden vorgestellt.

Fasst man die Ziele, die mit Schulnetzwerken verbunden sind, aus der Literatur zur Schul- und Bildungsforschung zusammen, so lassen sich zur Begründung der Initiierung bzw. der Organisation von Netzwerken insbesondere der Wissensaustausch, die Weiterentwicklung vorhandener Best Practices, Lern- und Veränderungsprozesse, selbstgesteuertes Arbeiten sowie Schulprogrammentwicklung nennen (u.a. Berkemeyer, Bos, Maniatus & Müthing, 2008; Czerwanski, Hameyer & Rolff, 2002). Letztendlich sind mit dem Aufbau solcher Netzwerke eine Professionalisierung der am Netzwerk beteiligten Lehrerinnen und Lehrer und folglich auch die Entwicklung der Einzelschule als übergeordnetes Ziel verbunden. Der Aufbau und die Funktion solcher Netzwerke und damit auch die Erfüllung der damit verbundenen Ziele sind bisher nur selten mit Methoden der sozialen Netzwerkanalyse untersucht worden.

Für die Analyse von Verbindungen bzw. Verflechtungen werden, wie oben bereits ausgeführt, im Wesentlichen zwei Ansätze unterschieden: Die Erhebung, Analyse und Auswertung von Gesamtnetzwerken bzw. von egozentrierten Netzwerken. Schnegg & Lang (2002) führen zur methodischen Umsetzung dieser Ansätze aus:

In beiden Fällen legt man sich zunächst darauf fest, eine bestimmte Menge von Akteuren und bestimmte Arten von Beziehungen zwischen Akteuren zu untersuchen. Bei der Untersuchung von Gesamtnetzwerken ermittelt man zu jedem Akteur, ob Beziehungen zu jedem anderen Akteur der untersuchten Menge bestehen oder nicht. Bei den persönlichen Netzwerken hingegen stellt man für jeden Akteur [...] fest, mit welchen Akteuren Beziehungen der vorgegebenen Art bestehen. Bei der Untersuchung von persönlichen Netzwerken kann man demnach auf Akteure stoßen, die nicht zur untersuchten Ausgangsmenge gehören. Bei der Untersuchung von Gesamtnetzwerken hingegen werden Beziehungen außerhalb der untersuchten Menge nicht berücksichtigt. Die beiden Netzwerkarten unterscheiden sich demnach in der Strategie der Datenerhebung, und sie unterscheiden sich auch in der Auswertung [...] (Schnegg & Lang, 2002, S. 7).

Bei der Analyse von Gesamtnetzwerken geht es also darum, ein vollständiges Netzwerk von Akteuren zu untersuchen, dessen Grenzen über die Forscherperspektive definiert

werden. Dabei kann es sich zum Beispiel um eine ganze Schulklasse oder das Kollegium einer Schule handeln. So werden Aussagen über die Beziehungen und deren Strukturen der gesamten Gruppe möglich. Auf der Ebene des Netzwerks kann ermittelt werden, ob sich bestimmte Hierarchisierungsebenen feststellen lassen (Zentralität), wie engmaschig das Netzwerk ist (Dichte), wie intensiv die Beziehungen sind (Stärke der Beziehungen), ob es sich um wechselseitige Beziehungen handelt (Reziprozität) und inwiefern die Beziehung zu einem Akteur in einem oder auch in mehreren Kontexten (bspw. Ratsuche und gemeinsame Freizeitgestaltung) besteht (Multiplexität). Gleichzeitig werden Nähe und Distanz verschiedener Akteure zueinander untersucht (Verbundenheit), worüber sich definierte Teilgruppen ableiten lassen (Trappman, Hummell & Sodeur, 2005). Die Erhebung der Daten erfolgt in der Regel über eine Liste aller zum Netzwerk gehörenden Akteure, bei denen die Art der Beziehungen erfragt wird. Bei egozentrierten Netzwerken werden nur die Beziehungen einzelner Akteure untersucht, um Aussagen über deren Qualität und Inhalt machen zu können. Der soziale Kontext, in den der Akteur eingebunden ist, wird aus seiner subjektiven Sicht untersucht. Im Gegensatz dazu wird bei Gesamtnetzwerken jeweils nur ein vom Forscher vorab definiertes Set von Akteuren, zum Beispiel eine Schulklasse oder das Kollegium eines Unternehmens, analysiert. Akteure, mit denen die Beteiligten darüber hinaus in Kontakt stehen, bleiben unerforscht. Die egozentrierte Netzwerkanalyse ermöglicht, eben diese Kontakte sowie somit den sozialen Kontext einer Person zu erfassen und zu analysieren.

Auch in der Bildungsforschung kristallisiert sich die Bedeutung der egozentrierten Netzwerkanalyse heraus. Die Relevanz von Schulnetzwerken wurde in der Literatur mehrfach belegt. Gleichzeitig sprechen Forschungsbefunde dafür, dass nicht ausschließlich die Tatsache der Vernetzung bedeutsam für die Zielerreichung eines Vernetzungsvorhabens ist, sondern vor allem die wahrgenommene Verwobenheit der einzelnen Akteure in dieses Netzwerk (Scheidegger, in diesem Band) und die Zufriedenheit mit eben jenen Strukturen (Bruns, in diesem Band) im Vordergrund steht. Da diese Aspekte mit der Analyse von Gesamtnetzwerken nicht erfasst werden (können), bietet sich hier eine egozentrierte Netzwerkanalyse besonders an. Gelingensbedingungen von Schulnetzwerken und ihrer Steuerung können so akteursbezogen identifiziert werden.

Sydow & Windeler (1994) sprechen der Steuerung von interorganisationalen Prozessen vier Funktionen zu, und zwar die Netzwerkzusammenstellung (Selektion), die Gestaltung der Beziehungen (Regulation), die Verteilung von Aufgaben und Wissen (Allokation) sowie die Reflektion der Netzwerktätigkeiten (Evaluation). Diese vier Bereiche wurden mittlerweile auf den Bildungsbereich im Kontext der Steuerung von Schulnetzwerken von Otto, Sendzik & Bos (2011) übertragen und ergänzt (beziehungsspezifische Aufgaben sowie querschnittliche Tätigkeiten wie Veranstaltungsmanagement und Öffentlichkeitsarbeit). Eine egozentrierte Netzwerkanalyse würde an dieser Stelle ermöglichen, die Einbettung der beteiligten Akteure in die verschiedenen Steuerungsebenen zu untersuchen und darüber hinaus auch die wahrgenommene Qualität – zum Beispiel anhand der Beziehungsstärke – zu evaluieren. Sind zum Beispiel bei der Ebene der Regulation und Allokation eher starke oder schwache Beziehungen von Vorteil? Ist es für das Veranstaltungsmanagement notwendig, dass jeder jeden kennt (Stichwort Dichte), oder reichen geringere, aber dafür intensivere Kontakte aus? Und inwiefern nehmen die Betei-

ligten eine Be- oder Entlastung und einen Mehrwert – Aspekte, die in jedem Fall neben Netzwerkmaßen in einem Fragebogen erhoben werden sollten – durch das Management der Netzwerkbeziehungen und auch generell durch die Teilnahme an einem Netzwerk wahr?

Neben den beschriebenen Perspektiven, die die Netzwerkanalyse für die Theoriebildung in den Sozialwissenschaften bietet, weist auch ein von den üblichen empirischen Ansätzen abweichender methodologischer Grundgedanke auf eine Besonderheit bei der sozialen Netzwerkanalyse hin. Im Rahmen quantitativer sozialwissenschaftlicher Analysen werden die vorliegenden Informationen üblicherweise als Tabellen aus Fällen und Variablen dokumentiert. Der Analyse von Netzwerken liegen hingegen Tabellen zugrunde, in denen sowohl in den Zeilen als auch in den Spalten die Fälle (Akteure) aufgeführt und in den Zellen Merkmale zu deren Beziehungen beschrieben werden. Hierdurch wird es nach Stubbe (in diesem Band) möglich, Beziehungen in Zusammenhang zu individuellen Merkmalen zu analysieren.

Der Beschreibung von Methoden der Erhebung, Auswertung, Interpretation und Visualisierung von Netzwerkdaten dienen drei Beiträge. Im Fokus steht hierbei die egozentrierte Netzwerkanalyse. Um jedoch den speziellen Erkenntnisgewinn egozentrierter Netzwerkanalyse verdeutlichen zu können, geben Hummell und Sodeur zunächst einen beispielhaften Überblick über Methoden der Gesamtnetzwerkanalyse.

Sie stellen den Triadenzensus als Index zur Strukturbeschreibung von triadischen Beziehungen innerhalb eines definierten Beziehungsnetzes dar. Dabei steht vor allem der Zusammenhang zwischen der Struktur des gesamten Netzwerkes und der Konstellation der triadischen Beziehungen im Vordergrund. Zur Veranschaulichung werden Daten des European Song Contest von 2010 und 2011 herangezogen und analysiert. Bei dem Beitrag handelt es sich um eine ausgewählte, spezielle Analyseebene von Gesamtnetzwerken, die sich mit Teilgruppen innerhalb eines Netzwerkes beschäftigt.

Herz gibt einen umfassenden Überblick über die Erhebung und Analyse egozentrierter Netzwerke. Da es hierbei kein definiertes Set von Akteuren gibt und die Informationen von Ego allein stammen, sind mit der Datenerhebung besondere Herausforderungen verbunden. In dem Beitrag wird dargestellt, welche Punkte bei der Datenerhebung zu beachten sind und welche Möglichkeiten sich zur Datenorganisation anbieten. Am Beispiel des Statistikprogramms SPSS werden beispielhafte Syntaxbefehle zur Berechnung von Netzwerkmaßen wie Dichte und Multiplexität vorgestellt. Zusätzlich werden diese Maße interpretiert.

Gamper und Kronenwett stellen in ihrem Beitrag eine spezielle Form der Datenerhebung, Darstellung und Analyse egozentrierter Netzwerke mittels digitaler Netzwerkkarten am Beispiel der Software VennMaker dar. Anhand der Kombination von Interview und direkter Visualisierung durch den Befragten in der Erhebungssituation, ist bei der Analyse eine Zusammenführung qualitativer und quantitativer Daten möglich, da beispielsweise die Positionen von Akteuren in statistische Kennwerte überführt werden können.

3.4 Netzwerkanalysen in der Forschung

Insgesamt steht ein breites methodisches Repertoire zur Verfügung, um egozentrierte Netzwerke zu untersuchen. In den Beiträgen des vierten Themenblocks zu den praktischen Anwendungen von Netzwerkanalysen in der Forschung, kommen verschiedene Erhebungsverfahren zum Einsatz. Hierzu zählen Fragebögen sowie Netzwerkkarten, Daten aus öffentlich zugänglichen Quellen, Einzel- und Gruppeninterviews, Sitzungsprotokolle, Bewerbungsunterlagen sowie die teilnehmende Beobachtung. Auch die Auswertungsverfahren gestalten sich vielfältig und sind je nach Forschungsfrage auszuwählen. So können im Falle einer zum Forschungsfeld gehörenden Theorie Methoden der qualitativen Inhaltsanalyse mit sowohl deduktiven als auch induktiven Kategorien eingesetzt werden. Wenn das Feld noch eher wenig beforscht und theoretisch erschlossen ist, können Ansätze der Grounded Theory angewendet werden. Die quantitativ angelegten Beiträge dieses Themenblocks integrieren die Netzwerkmaße wie Größe, Dichte, Homogenität oder Multiplexität in gängige statistische Methoden und führen Mittelwertvergleiche, Clusteranalysen oder Regressionsanalysen durch. Zudem wird im methodischen Themenblock die Möglichkeit der Modellierung von Mehrebenenanalysen angesprochen.

Die zu diesem Themenblock gehörenden Beiträge wurden von Tobias Stubbe im Rahmen der Tagung moderiert sowie für diesen Band zusammengefasst und kommentiert. Daher verzichten wir an dieser Stelle auf eine gesonderte Darstellung der Beiträge und verweisen auf seinen Beitrag in diesem Band.

4 Schlussbemerkung

Wir möchten uns bei allen Beteiligten bedanken, die mit ihren Fachvorträgen, Dokumentationen, Präsentationen und selbstverständlich nicht zuletzt durch ihre regen Diskussionen die Fachtagung so anregend und fruchtbar gemacht haben. Außerdem danken wir besonders Katarina Busch und Heike Poppendieker für die Unterstützung bei der Gestaltung dieses Bandes.

Literatur

- Avenarius, C. B. (2010). Starke und Schwache Beziehungen. In C. Stegbauer & R. Häußling (Hrsg.), *Handbuch Netzwerkforschung* (S. 99–111). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Berkemeyer, N., Bos, W., Manitius, V. & Müthing, K. (Hrsg.). (2008). *Unterrichtsentwicklung in Netzwerken: Konzeptionen, Befunde, Perspektiven*. Netzwerke im Bildungsbereich. Bd. 1. Münster: Waxmann.
- Bourdieu, P. (2010). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Carmichael, P., Fox, A., McCormick, R., Procter, R. & Honour, L. (2006). Teachers' networks in and out of school. *Research Papers in Education*, 21, 217–234.
- Coleman, J. S. (1991). *Grundlagen der Sozialtheorie*. Handlungen und Handlungssysteme: Bd. 1. München: Oldenbourg.

- Czerwanski, A., Hameyer, U. & Rolff, H.-G. (2002). Schulentwicklung im Netzwerk: Ergebnisse einer empirischen Nutzenanalyse von zwei Schulnetzwerken. In H.-G. Rolff, H.-G. Holtapfels, K. Klemm, H. Pfeiffer & R. Schulz-Zander (Hrsg.), *Jahrbuch der Schulentwicklung* (S. 99–130). Weinheim: Juventa.
- Franke, K. & Wald, A. (2005). Möglichkeiten der Triangulation quantitativer und qualitativer Methoden in der Netzwerkanalyse. In B. Hollstein & F. Straus (Hrsg.), *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen* (S. 153–176). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jansen, D. (2000). Netzwerke und soziales Kapital: Methoden zur Analyse struktureller Einbettung. In J. Weyer (Hrsg.), *Soziale Netzwerke. Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung* (S. 35–62). München: Oldenbourg.
- Kriesi, H. (2007). Sozialkapital. Eine Einführung. In A. Franzen & M. Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen* (S. 23–46). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Otto, J., Sendzik, N. & Bos, W. (2011). *Schulen im Team – Transferregion Dortmund: Kommunales Management interschulischer Netzwerke*. Vortrag im Rahmen der Kommission Bildungsorganisation, Bildungsplanung, Bildungsrecht, Bayreuth.
- Rehrl, M. & Gruber, H. (2007). Netzwerkanalysen in der Pädagogik: Ein Überblick über Methode und Anwendung. *Zeitschrift für Pädagogik*, 53 (2), 243–264.
- Schnegg, M. & Lang, H. (2002). *Netzwerkanalyse: Eine praxisorientierte Einführung*. Verfügbar unter: <http://www.methoden-der-ethnographie.de/heft1/Netzwerkanalyse.pdf> [11.04.2011].
- Stubbe, T. C., Pietsch, M. & Wendt, H. (2007). Netze an Hamburger Grundschulen. In W. Bos, C. Gröhlich & M. Pietsch (Hrsg.), *KESS 4 – Lehr- und Lernbedingungen in Hamburger Grundschulen* (HANSE Hamburger Schriften zur Qualität im Bildungswesen, S. 71–102). Münster: Waxmann.
- Sydow, J. & Windeler, A. (1994). Über Netzwerke, virtuelle Integration und Interorganisationsbeziehungen. In J. Sydow & A. Windeler (Hrsg.), *Management interorganisationaler Beziehungen. Vertrauen, Kontrolle und Informationstechnik*. (S. 1–21). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Trappmann, M., Hummell, H. J. & Sodeur, W. (2005). *Strukturanalyse sozialer Netzwerke: Konzepte, Modelle, Methoden*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Vygotsky, L.S. (1978). *Mind in society: The development of higher psychological processes*. Cambridge: Harvard University Press.

Zur Fundierung einer psychologischen Netzwerkforschung

1 Einleitung

Zweifelsohne spielt die Psychologie im interdisziplinären Konzert der „sozialen Netzwerkforschung“ bislang keines der vorderen Instrumente (Laireiter, 2009). Von einigen vereinzelt Beiträgen abgesehen hat der Netzwerkbegriff in seiner vollumfänglichen Bedeutung (siehe hierzu etwa Scheidegger, in diesem Band) kaum Eingang in eine der psychologischen Subdisziplinen gefunden. Dies ist, obgleich aus der historischen Entwicklung durchaus nachvollziehbar, dennoch einigermaßen verwunderlich, stehen zwischenmenschliche Beziehungen doch von jeher im Fokus der Sozial-, Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie sowie der Psychotherapie. Im letztgenannten Bereich ist das „Management simultaner Beziehungswelten“ (Williamson, zit. n. Reis, Eisermann & Meyer-Probst, 2003, S. 126) sogar ein explizites Ziel. Hier besteht derzeit also deutliches Entwicklungspotential, vor allem für die genannten Teilbereiche der Psychologie, welches in der Literatur z.T. auch bereits als solches beschrieben ist (Bauer & Otto, 2005; Lang, 2005).

Dieser Beitrag¹ möchte von der hier noch recht groben Diagnose ausgehend und vornehmlich aus der Perspektive der Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie zweierlei leisten. Das erste Ziel soll als Übersetzungsziel bezeichnet werden. Damit ist gemeint, dass es für die häufig geforderte Interdisziplinarität in der sozialen Netzwerkforschung auch für andere Disziplinen nicht unbedeutend sein könnte, die spezifische Sichtweise der Psychologie auf das Konstrukt „soziale Netzwerke“ nachzuvollziehen. Diesem Ziel widmen sich vor allem Abschnitt 2, in welchem das Problem der Beziehungsnetze zunächst exemplarisch eingeführt wird, und Abschnitt 3, der zeigt, dass – und aus welchen Gründen – es auch einen intra-disziplinären Ruf nach (mehr) Netzwerkforschung gibt.

Das zweite Ziel dieses Beitrags soll hier als Inspirationsziel bezeichnet werden. Denn es ist vorstellbar, dass der, zugegeben, sehr spezifische Blick der Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie auf das Thema durchaus auch für Forscher anderer Disziplinen als anregend erlebt werden kann, hier und dort einige Aspekte mit Profit für sich zu adaptieren. Diesem Ziel widmet sich zunächst Abschnitt 4, der drei bereits erfolgreich eingesetzte, Netzwerk-nahe Konzeptionen speziell der Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie vorstellt, bevor in Abschnitt 5 neuere theoretische Entwicklungen und methodische Konzeptionen hinsichtlich ihres Potentials für die Fundierung einer psychologischen Netzwerkforschung diskutiert werden. Der Beitrag schließt in Abschnitt 6 mit

1 Der Beitrag geht auf einen Vortrag auf der Tagung „Soziale Netzwerkforschung“ des Zentrums zur Unterstützung der wissenschaftlichen Begleitung und Erforschung schulischer Entwicklungsprozesse (ZUSE) in Hamburg zurück. Ich danke den Organisatoren der Tagung und Herausgebern dieses Bandes sowie Urs Fuhrer für hilfreiche Kommentare zu einer früheren Fassung.

dem Versuch einer Konklusion und einem Ausblick auf mögliche Entwicklungslinien psychologischer Netzwerkforschung.

Die hier eingenommene Perspektive der Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie erklärt sich dabei zum einen aus der Expertise des Autors, zum anderen aber auch aus der Zielrichtung des Sammelbandes. Denn bei der Arbeit im schulischen Kontext spielen (z.B. für Schulpsychologen oder andere Beteiligte) häufig Fragen nach individuellen Veränderungen beispielsweise von Schülern, Lehrern oder Familien über die Zeit eine gewichtige Rolle: ein klassisches Thema der Entwicklungspsychologie (siehe etwa Fleischer, Grewe, Jötten, Seifried & Sieland, 2007). Aber auch Kenntnisse über die Bedingungen einer positiven, gezielten und nachhaltigen Beeinflussung etwa dieser Personengruppen, wie sie die Pädagogische Psychologie behandelt, sind hier von besonderer Relevanz (z.B. Woolfolk, 2008). Leser und Leserinnen mit Interesse an diesen inhaltlichen Bezugspunkten sollen sich durch diesen Beitrag ebenso angesprochen fühlen.

2 Soziale Netzwerke: ein sperriges Konstrukt für die Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie

Definiert man vorab die Entwicklungs- und die Pädagogische Psychologie als die Wissenschaften von der Veränderung individuellen Erlebens und Verhaltens über die Lebensspanne (Montada, 2008) bzw. von der gezielten Veränderung individuellen Erlebens und Verhaltens (Woolfolk, 2008), so wird leicht verständlich, warum beide Subdisziplinen in ihrer historischen Entwicklung im individuellen Lebenslauf zunächst sehr früh angesetzt hatten. In beiden ging es in ihrer Gründungszeit fast ausschließlich um Kindheit und Jugend von Individuen. Beim Blick auf die sozialen Beziehungen von Kindern und Jugendlichen standen dabei besonders Dyaden (Zweierbeziehungen) im Zentrum der Betrachtung. Vor allem die Mutter-Kind-Beziehung wurde in frühen psychoanalytischen Sichtweisen und den daran anschließenden Folgekonzeptionen als fundamental für die individuelle Entwicklung und ihre Veränderungsmöglichkeiten (z.B. in der Therapie) beschrieben.

Als ein von den ersten (psychoanalytischen) Beziehungstheorien bis in die heutige Zeit stark entwickelter Strang der theoretischen wie empirischen Beschäftigung mit zwischenmenschlichen Beziehungen lässt sich für die Entwicklungspsychologie die Bindungsforschung ausmachen (für eine Übersicht siehe etwa Fuhrer, 2008; Rauh, 2008). Ausgangspunkt dieser Forschungsrichtung ist – stark verkürzt formuliert – die Sichtweise, dass individuell bedeutsame persönliche Beziehungen nach der Kindheit vor dem Hintergrund sogenannter inner working models von Beziehung, die meist von den kindlichen Erfahrungen mit der Mutter herrühren, reguliert werden. Bischof (2009) hat diese Perspektive unlängst pointiert beschrieben:

Die motivationspsychologische Plattform, von der aus die Bindungstheorie argumentiert, ist bemerkenswert eng. [...] Eigentlich kennt man hier nur ein einziges Grundmuster des Sozialverhaltens, [...] Bindung erscheint als ein homogene[r Zustand] [...], [dem] im Laufe der Lebensspanne mehr und mehr Objekte einverleibt werden (Bischof, 2009, S. 417f.).

Die Bindung an die Mitglieder der Herkunftsfamilie, besonders an die Mutter, wird in dieser Konzeption als primäre Bindung bezeichnet; die sekundäre Bindung bezeichnet, „durch diverse Freundschaften vorbereitet“ (S. 417), die Beziehung an den Geschlechtspartner; die tertiäre Bindung dann jene an die eigenen Kinder, welche somit quasi komplementär zur primären Bindung, mit dieser durch eine „spezielle Pflegemotivation verknüpft“ (ebd.), erscheint.

Bischof (2009) macht in diesen Ausführungen gleichzeitig deutlich, wie schwierig es für die in der Bindungsforschung sozialisierten Entwicklungspsychologen ist, den Transfer dieser internen Arbeitsmodelle auf andere als die genannten dyadischen Beziehungen konzeptuell zu fassen. Denn „[w]enn wir [...] einen Blick auf den Stand der psychologischen Theoriebildung zu den [...] angesprochenen Themen [er meint individuelle Beziehungsgestaltung; HvdL] werfen, so werden wir mit einer ziemlich unübersichtlichen Situation konfrontiert“ (S. 435). Die Psychologie der persönlichen Beziehungsgestaltung werde unter solch unterschiedlichen Begriffen wie Bindung, Intimität oder Affiliation (und einigen anderen mehr) behandelt, deren wechselseitige Einordnung sich häufig schwierig gestalten und die oft zu vage formuliert seien, um hinreichend gegeneinander abgrenzbar zu sein (S. 436). Bisherige Ordnungsversuche, so die kritische Einschätzung des Autors, „[tragen] wenig zur Klärung der Verhältnisse [bei]“ (S. 437).

Denkt man also bei den für die psychologische Netzwerkforschung virulenten Fragen der allgemeinen psychischen Mechanismen der persönlichen Beziehungsgestaltung (dies wird auch als *Beziehungsregulation* bezeichnet, siehe Lang, Reschke & Neyer, 2006), wird angesichts der Aussagen und Befunde der die Beziehungsforschung dominierenden Bindungstheorie und ihrer Nachbar- und Nachfolgemodelle² unmittelbar einsichtig, dass alle Forschungsthemen, die über spezifische dyadische Beziehungsformen hinaus führen, für die Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie zunächst einmal etwas unbehagliches Terrain sein müssen. Denn die Frage, ob man an sein oder in seinem Netzwerk „gebunden“ sein kann oder nicht (ähnlich wie an die Mutter?), mag hier als wenig sinnvoll erscheinen. Es wäre an dieser Stelle sicher einiges mehr über „Bindung“ als grundlegender Mechanismus für das individuelle Denken, Fühlen oder Selbstbewusstsein zu sagen, auch wären alternative Konzeptionen in der Psychologie sicher grundlegend zu diskutieren; all dies kann und soll hier jedoch aus Darstellungsgründen nicht weiter vertieft werden.

Stattdessen möchte ich auf eine etwas jüngere Konzeption eingehen, welche die zentrale Bedeutung dyadischer Beziehungen für die individuelle Entwicklung ebenso in sich beinhaltet, aber diese zugleich – behutsam – in einen größeren Zusammenhang zu stellen sucht. Diese Konzeption steht hier quasi als *pars pro toto* für eine Reihe von zunächst randständigen, inzwischen aber zunehmend akzeptierten systemischen Sichtweisen auf individuelle Entwicklung. Anhand dieses Beispiels möchte ich das für die genannten

2 Beispielsweise kann hier nicht weiter auf die sogenannte Individuationstheorie eingegangen werden (Youniss, 1985; Buhl, 2008), die sich – grob gesagt – damit befasst, wie dem Heranwachsenden später die notwendige Lösung aus der Bindung an die Eltern, besonders vermittelt über Erfahrungen mit Freundschaften, gut gelingen kann. Dieser Theorie fällt der Transfer auf andere Beziehungen im Netzwerk (etwa auf Partnerschafts- oder Kollegenbeziehungen) aber ebenfalls meist schwer (vergleiche aber Buhl, 2009), so dass das exemplarisch für die Bindungstheorie Gesagte ganz ähnlich gilt.

Subdisziplinen so charakteristische, schwierige und anspruchsvolle Ringen um die theoretische Erweiterung hergebrachter Beziehungskonzepte verständlich machen.

Die systemische Sichtweise besagt, dass nicht nur die Mutter-Kind-Beziehung, sondern das ganze „System Familie“ für die psychische Entwicklung von Individuen eine basale Bedeutung besitze (Kerr & Bowen, 1988; McGoldrick, Gerson & Petry, 2008). Schneewind (2010) hat hierzu vor einiger Zeit das Integrative Systemmodell vorgeschlagen, welches die zentralen Gedanken verschiedener anderer Familientheorien in sich vereint³. Schneewind gibt im Rahmen dieses allgemeinen Modells der Familienentwicklung zu bedenken, dass eben dieses Hinausgehen über das Dyadische beileibe nicht unproblematisch für die hergebrachte Entwicklungspsychologie sei; denn „[o]bwohl dies grundsätzlich eine einleuchtende Idee ist, stellt sich bei genauerer Betrachtung heraus, dass die Dinge ein bisschen komplizierter sind als angenommen“ (S. 234f.).

Für die Entwicklungspsychologie reiche es Schneewind zufolge nämlich beileibe nicht aus, die Dyade ($n = 2$) einfach um einige Personen zu erweitern (am Beispiel einer Kleinfamilie mit einem Sohn und einer Tochter: $n = 4$) und die hergebrachten Theorien und Methoden einfach auf diese Erweiterung anzuwenden. Denn um eine solche Familie vollständig zu beschreiben, hätte man es in der Familiendiagnostik und -therapie, aber auch in der Familienforschung unweigerlich und grundsätzlich immer mit vier Monaden (Einzelpersonen), sechs Dyaden (Zweierbeziehungen, z.B. Mutter-Sohn, Mutter-Tochter usw.), vier Triaden (Dreierkonstellationen, z.B. die Geschwister mit der Mutter usw.) und einer Tetrade (der Gesamtfamilie) zu tun; somit mit insgesamt 15 Forschungsobjekten. Zu alledem sei zusätzlich zu bedenken,

dass die Gruppierung von Familienmitgliedern innerhalb des Familiensystems noch nicht die Beziehungen [...] zu außerfamilialen Systemen [...] einschließt [...] Trotz der Bedeutung dieses Aspekts gibt es nur wenige diagnostische Verfahren, die umfassend darüber informieren, wie sich die Familie mit der äußeren Welt in Beziehung setzt (S. 235, 237).

Dieses hier stark verkürzt dargestellte Beispiel mag als Illustration dafür genügen, wie hoch reflektiert und vorsichtig sich die Disziplin bemüht, ihr hergebrachtes, klassisch bindungstheoretisch-dyadisches Denken behutsam zu erweitern. Für das genannte wie für alle trans-dyadischen Modelle psychischer Entwicklung gilt derzeit sicher noch: further research is needed.

Diese beiden einführenden, knappen Illustrationen sollen einige Gründe verdeutlicht haben, warum ein so komplexes Gebilde wie soziale Netzwerke für die Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie zunächst einmal ein sperriges und schwieriges, in jedem Fall aber nicht direkt zugängliches oder integrierbares Konzept darstellen muss. Gleichwohl gibt es seit nunmehr wenigstens 20 Jahren immer wieder Beschäftigungen und Plädoyers aus der Psychologie, sich dieses Konzeptes eingehender anzunehmen. Exem-

3 Namentlich Modelle wie sie verschiedene Familienentwicklungs- oder Familienstresstheorien entwickelt haben (für einen Überblick siehe Oerter & Montada, 2008). Den grundlegenden Anstoß für die akademische Entwicklungspsychologie, den Kontext des Einzelnen stärker zu fokussieren, muss man historisch sicher im ökologischen Entwicklungsmodell Bronfenbrenners (Bronfenbrenner, 1981) oder im entwicklungspsychologischen Kontextualismus Lernalers (Lerner & Busch-Rossnagel, 1981) verorten.

plarisches dafür sollen im folgenden Abschnitt die zentralen Argumente von Keul (1993), Asendorpf und Banse (2000) sowie Robins und Kashima (2008) in chronologischer Folge ihres Erscheinens vorgestellt werden.

3 Der disziplinäre „call for action“ für eine psychologische Netzwerkforschung: ein Einblick

Die wohl erste umfassende Beschäftigung mit sozialen Netzwerken in der deutschsprachigen Psychologie war der 1993 von Laireiter herausgegebene Band „Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung“. Der Band stellte eine wichtige Scharnierpublikation dar, die dazu hätte führen können, dass sich auch die (deutschsprachige) Psychologie von dem ihr vertrauten und auch heute weit verbreiteten Konstrukt der „sozialen Unterstützung“ hin zu einer differenzierteren Beschäftigung mit Netzwerken hätte weiterbewegen können⁴. In seinem kritischen Übersichtsbeitrag hielt Keul (1993) in diesem Band fest:

Bei einem stark wachsenden Publikationsausstoß [...] sollten ‚Soziale Netzwerke‘ erkenntnistheoretisch fest verankert sein. Das Gegenteil ist der Fall, [...] theoretische Reflexionen [...] [sind] die Ausnahme. [...] Das rächt sich – so lieferte die bekannteste empirische Netzwerkstudie, die Ehepaaruntersuchung von Bott (1957), keine replizierbaren Resultate [...] Die Chance, von Anfang an klare Verhältnisse zu schaffen [...], war vertan worden (S. 45ff.).

Von Keul werden Klagen von seinerzeit führenden Netzwerkforschern als weitere Belege für seine Diagnose angeführt. So stelle Granovetter (zit. n. Keul, 1993) fortwährend den theoretischen Unterbau für Netzwerk-Modelle und -Analysen in Frage, und Rogers und Kinkaid charakterisierten die vorliegende Netzwerkliteratur als „übermathematisiert und verwirrend in Terminologie und Konzepten. Wir kennen einen Gelehrten, der sich im Büro ein Schild an die Wand hängte: Netzwerkanalyse ist die Antwort, aber was war die Frage?“ (S. 48f.). Der Sozialpsychologe Keupp kennzeichnete das soziale Netzwerk knapp als „dürres Konzept mit der Last der großen Hoffnungen“ (S. 49). Somit sei laut Keul zum Stand der (damaligen) Forschung zu folgern, dass Netzwerke aus psychologischer Sicht gerade kein Paradigma, d.h. keine charakteristische Kombination aus Ontologie, Erkenntnistheorie und Methodologie darstellten. Man kann sich fragen, ob diese Einschätzung heute zu einem anderen Ergebnis käme.

Nun skizzierte Keul (1993) seinerzeit aber auch klare Hoffnungen und Perspektiven für die Psychologie, welche die Disziplin dazu ermutigen sollten, sich stärker auf das Netzwerkkonzept einzulassen, und die auch heute noch Gültigkeit besitzen. Denn erstens machten es Netzwerke dem Autor zufolge in besonderer Weise möglich, die zwei Seiten

4 Soziale Unterstützung wird in der Psychologie meist als die subjektive Wahrnehmung definiert, im Bedarfsfall Unterstützung aus dem sozialen Umfeld zu erhalten (wahrgenommene Unterstützung) bzw. potentiell erhalten zu können (antizipierte Unterstützung). Sie wird über Verfahren der kognitiven Einstellungsmessung (z.B. klassische Fragebögen) erhoben, in denen Items wie etwa „Ich kenne Leute, die mir im Notfall 20 Euro leihen würden“ oder „Es gibt Personen, die mich verstehen“ enthalten sind. Die Relevanz dieser Einstellungen für viele Bereiche der psychischen Entwicklung kann als belegt gelten (siehe für einen Überblick die Studienübersicht bei Fydrich, Sommer & Brähler, 2007, S. 50ff.).

von „Individuum in Beziehung“ empirisch wie theoretisch abzubilden: sowohl die Einwirkung anderer auf das Individuum (klassisch: Unterstützung, Sozialkapital, soziale Normen) als auch die Einwirkung des Individuums auf seine Beziehungen (z.B. als Initiator und Gestalter dieser Beziehungen). Und zweitens, so Keul, werde durch die Verknüpfung strukturell-funktionalistischer Aspekte mit den subjektiv-interpretativen Aspekten sozialer Einbettung eine stärkere und wünschenswerte Integration von bis dato unverbundenen Methoden nahegelegt und gefördert. Denn „Netzwerkparameter stehen für ‚aus Gefühlen und Erfahrungen [...] bestehende Netze‘“ (S. 53), zitiert er den Klassiker Moreno, und hierdurch seien Sozial-, Umwelt- und tiefenpsychologische Ansätze sowie quantitative wie qualitative Methoden als integrative Partner besonders gefragt und gefordert.

In der sieben Jahre später von Asendorpf und Banse (2000) publizierten und seitdem einschlägigen Einführung in die psychologische Beziehungstheorie und -forschung wird der Netzwerkbegriff an prominenter Stelle und in adäquatem Rang mit anderen Beziehungsparadigmen in die Psychologie eingeführt. Gleichwohl in einer Form, die für die seinerzeit noch mit der systemischen Sichtweise befasste und bindungstheoretische Erfolge feiernde Disziplin eine milde Provokation darstellen musste:

Aus beziehungspsychologischer Sicht sind aber zunächst einmal alle Beziehungen einer Person relevant; es hängt dann von der jeweiligen speziellen Fragestellung und der empirisch festgestellten Bedeutsamkeit bestimmter Beziehungsarten für diese Fragestellung ab, [was] im Mittelpunkt des Interesses stehen sollte. [...] Auch der systemische Ansatz führt zu einer verengten Sicht der Beziehungen einer Person (Asendorpf & Banse, 2000, S. 223).

Anschließend konstatieren die Autoren eine seinerzeit anwachsende Zahl psychologischer Untersuchungen zu sozialen Netzwerken, in denen individuell bedeutsame Netzwerkpersonen und die psychologisch relevanten Aspekte dieser Beziehung erfasst würden. Sogleich wird von den Autoren aber eingeschränkt, dass es sich dabei genau genommen nicht um Netzwerkforschung, sondern um Beziehungsmatrizen-Forschung handele, da die Alter-Alter-Beziehungen nicht berücksichtigt werden und somit die eigentliche Netzwerkstruktur ausgeblendet bleibe. „Unter einem sozialen Netzwerk wird in der Psychologie meist nicht ein Netzwerk von Beziehungen, sondern eine Beziehungsmatrix verstanden“ (ebd., S. 224). Aus dem seinerzeit vorliegenden Kenntnisstand heraus formulierten die Autoren jedoch bereits die allgemeine Hypothese, dass der Beziehungsstatus eines Einzelnen stets stärker von seiner Persönlichkeit abhängt (d.h. von Individualmerkmalen wie Extraversion, Verträglichkeit oder Schüchternheit) als umgekehrt diese Persönlichkeitsmerkmale vom individuellen Beziehungsstatus.

Springen wir nun exemplarisch acht Jahre in der Geschichte der psychologischen Netzwerkforschung weiter, so lässt sich die Arbeit von Robins und Kashima (2008) als ein neuer „call for action“ lesen. Dort wird vehement kritisiert, dass die Psychologie – die Autoren sprechen hier besonders für die Sozialpsychologie (SP) – und die Netzwerkforschung (SN) zu oft aneinander vorbeiredeten und kaum Notiz von einander nähmen, obwohl sie eigentlich beide zum selben Thema forschten, nämlich „human sociality“ (S. 1). Die Autoren kritisieren diese wechselseitige Ahnungslosigkeit auf

Seiten der SP mit ihrem nahezu ausschließlichen Fokus auf soziale Einstellungen (vergleiche auch die Fußnote 4 oben zur sozialen Unterstützung) und auf Seiten der SN mit ihrem ausschließlichen Fokus auf relationalen Interdependenzen. Von dieser Regel gebe es den Autoren zufolge allenfalls einige wenige und keineswegs ausreichende Ausnahmen, wie etwa die Kleingruppen- und die Organisationsforschung.

Die offensichtliche Komplementarität dieser beiden Disziplinen (SP und SN) müsse, so Robins und Kashima (2008) weiter, zukünftig besser genutzt werden. Dazu gebe es bereits Vorschläge, wie man die Gleichzeitigkeit von strukturellen Netzwerk- und psychologischen Individualeffekten betrachten könne. Hierzu führen die Autoren den Methodologischen Relationismus nach Ho (1998) oder die empirischen Untersuchungen von Lomi, Lusher, Pattison und Robins (2007) sowie von McFarland und Pals (2005) als Belege an. An diesen Beispielen werde konkret fassbar, was der wechselseitige Zusatznutzen einer Integration von SP und SN sein kann.

In der Beispielstudie von McFarland und Pals (2005) nahmen die Autoren einen empirischen Vergleichstest zweier, sich in Teilen widersprechender, genuin sozialpsychologischer Identitätstheorien vor (Tajfel vs. Stryker, head-to-head comparison) und untersuchten die Veränderungen der individuellen Identität bei Heranwachsenden im Zusammenhang mit Netzwerkmaßen. Dazu wurden mit 6000 Schülern einer High-School in San Francisco zu zwei Zeitpunkten Gesamtnetze erhoben (daraus ergaben sich Strukturmaße wie z.B. Indegree, Dichte, Betweenness, Homogenität, Kohäsion) sowie psychologische Identitätsskalen (z.B. Real-, Ideal- und Öffentliches Selbst). Die Ergebnisse zeigten, dass Identitätsbestätigung und Selbstwirksamkeit am stärksten mit der relativen Netzwerkposition der Adoleszenten zusammen hingen. Vor allem Homogenitäts- und Homophilie maße des Netzwerks, aber auch die Betweenness des Individuums (Brückenstellung zwischen Untergruppen) hatten starke direkte Effekte auf individuelle Identitätswahrnehmungen, welche in etwas geringerem Maß auf die Gestaltung von Beziehungen rückwirkten. Die Autoren schlossen aus ihren Ergebnissen auf die bessere Vorhersagekraft der Identitätstheorie von Stryker verglichen mit jener von Tajfel und folgerten:

Network conditions play a key role in the process of identification over time and the reverse case – that social identity characteristics and imbalances play a key role in network change over time – does not hold. Social network characteristics are the key determinants of both social identity and network processes (S. 308).

Zwischenfazit:

Aus den exemplarischen Einblicken der Abschnitte 2 und 3 sollte deutlich geworden sein, gerade auch für ForscherInnen anderer Disziplinen, dass und aus welchen guten Gründen heraus die akademische Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie mit einiger Berechtigung als skeptische Disziplinen bezeichnet werden können, wenn es um die Etablierung eines fortgeschrittenen und echten Netzwerkansatzes in ihren theoretischen wie methodischen Kanon geht. Die psychometrische Erfassung von sozialer Unterstützung als kognitive Einstellung des Individuums ist in der Disziplin ein weithin akzeptierter Gedanke und übliches empirisches Vorgehen (Fydrich et al., 2007). Netzwerke aber als die strukturierte Einheit individueller Beziehungsumwelten und als zentrale Bedingungsform für die Möglichkeit individueller Entwicklung zu fassen, erscheint aus

dem Gesagten heraus für die Disziplin eine (noch) eher fragliche Vorstellung. Gleichwohl wurde aber auch deutlich, dass – und mit welchen Argumenten – der Ruf nach mehr Netzwerkforschung die Disziplinen seit mehr als zwei Jahrzehnten begleitet hat und diese zu einem viel versprechenden, wenngleich noch keineswegs konsolidierten Forschungsthema der Psychologie gemacht hat. An dieser Stelle wird das bereits beschriebene Übersetzungsziel des Beitrags nun gegenüber dem Inspirationsziel zunehmend in den Hintergrund treten.

4 Beispiele für erfolgreiche „netzwerkartige“ Ansätze in der Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie

Es wäre grundfalsch zu behaupten, dass es nicht nur um die Etablierung, sondern eben auch um die generelle Anschlussfähigkeit des Netzwerkansatzes in der Psychologie schlecht stünde. Ich möchte hierzu drei verschiedene Ansätze, die ich zusammenfassend als Beziehungsstruktur-Ansätze bezeichne, aus der Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie skizzieren und diskutieren. Diese eignen sich für eine Begründung, dass die Netzwerkperspektive auch in dieser skeptischen Disziplin bereits vorhanden ist. Zwei von ihnen stammen ursprünglich aus humanistischen Psychotherapieverfahren, eins aus der modernen Lebensspannenpsychologie.

4.1 Beziehungsstruktur-Ansatz I: Das Genogramm

Dieser Ansatz wurde ursprünglich in der Familientherapie entwickelt und zählt heute zu den Standardverfahren in der systemisch-therapeutischen oder pädagogischen Arbeit mit Familien. Er besteht im Kern aus der grafischen Darstellung der (bisweilen hoch komplexen) Verwandtschaftsstruktur einer konkret zur Behandlung stehenden Familie. Für dieses grafische Abbild und das mehr oder weniger strukturierte Vorgehen seiner Erstellung gibt es inzwischen Manuale bzw. standardisierte Richtlinien (McGoldrick et al., 2008). Abbildung 1 zeigt ein Beispiel für ein solches Genogramm, das man mit „Familienstammbaum“ übersetzen könnte und das jedem, der praktisch mit Familien arbeitet, gut bekannt sein dürfte.

Warum bezeichne ich das Erstellen eines solchen „Familienstammbaums“ in der Familientherapie nun als „netzwerkartig“? Denn auch in der Familientherapie fragt man selbstverständlich – quasi in bindungspsychologischer Tradition – nach dyadischen Beziehungsqualitäten und -wahrnehmungen. Der grundlegende Unterschied zur rein individuellen oder dyadischen Sichtweise besteht darin, dass der Praktiker, der mit solchen Abbildungen arbeitet, auch unabhängig von den jeweiligen Individual- oder Dyadenmerkmalen Schlüsse von Eigenarten der Struktur dieses Genogrammes auf mögliche Konsequenzen für die individuelle psychische Entwicklung zieht (auf das individuelle functioning). Ganz ähnlich wie ein Netzwerkanalytiker Komponenten-, Brokerage- oder Homophiliemerkmale berechnet⁵, schaut der Familientherapeut etwa nach der relativen Größe von Familienkomponenten (z.B. mütterliche vs. väterliche Seite; unterschiedliche Generationenstärken), nach relativen Konfliktzentren in der Struktur oder nach struktu-

5 Für die Strukturmaße egozentrierter Netzwerke vergleiche auch Herz (in diesem Band).

rellen Wiederholungen über Generationen oder Familienteile hinweg. Für unser Thema interessant ist nun, dass er aus diesen Strukturmerkmalen des Gesamtbaums heraus Hypothesen über den individual-psychischen Entwicklungsverlauf seines Klienten oder seiner Klientin bildet. Er schließt also unmittelbar von der Beziehungsstruktur auf psychische Strukturen der Beteiligten: eine netzwerkanalytische Denkweise par excellence.

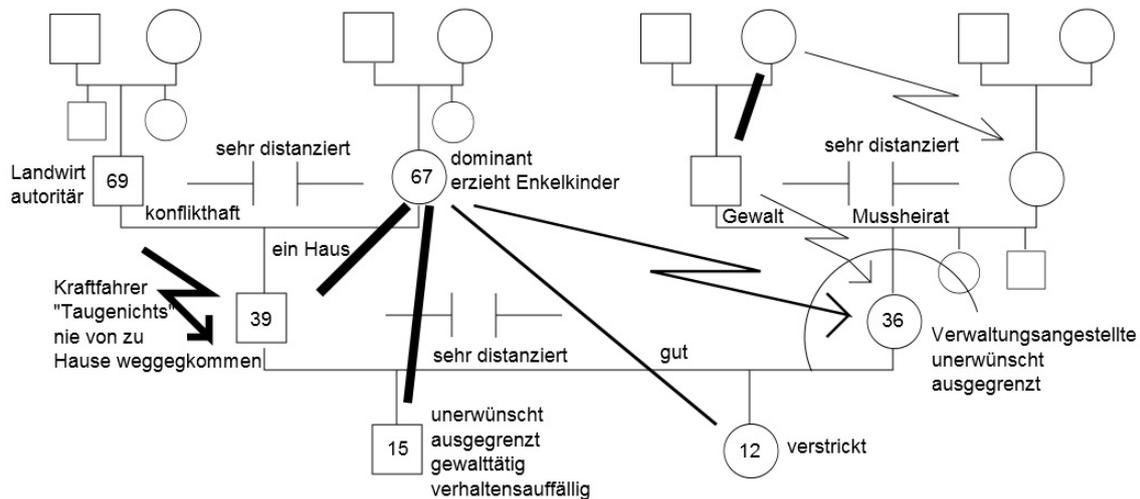


Abbildung 1: Beispiel für ein Genogramm, wie es in der Familientherapie benutzt wird (Kaiser, 2010)

In der familientherapeutischen Fachliteratur werden diese Schlüsse dokumentiert und diskutiert (Ancelin Schützenberger, 2007; Conen, 2006; Schmidt, 2003). Als Beispiele für Schlüsse von der Familienstruktur auf individuelle Entwicklung seien hier in notwendiger Kürze Phänomene wie die strukturgenerierte (und meist unbewusste) Übernahme von Lebensaufträgen über Generationen hinweg, individuelle Reinszenierungen von Familiensegmenten oder individuelle Ambivalenzen aufgrund von Strukturindifferenzen genannt. Dies kann hier freilich nicht weiter vertieft werden, es ist lediglich der Punkt relevant, dass es sich dabei um eine genuine und (klinisch-therapeutisch) wohl etablierte Form des „Gesamtbeziehungsstrukturdenkens“ in der Psychologie handelt, die (noch) selten Eingang in die akademische, entwicklungs- und pädagogisch-psychologische Forschungstätigkeit gefunden hat. Sie wird bislang eher auf Praktikerseite diskutiert und harrt in großen Teilen noch der Grundlagenforschung (siehe hierzu vertiefend und ebenso kritisch: Platt, 2011).

4.2 Beziehungsstruktur-Ansatz II: Das Soziogramm

Bei dieser Methode handelt es sich ebenfalls um einen genuine, in der Psychotherapie entwickelten Ansatz des „Gesamtbeziehungsstrukturdenkens“, der zudem in etwas stärkerem Maße bereits in die akademische Psychologie eingeflossen ist. Ursprünglich aus der psychodramatischen Therapie (Moreno, 1989) hervorgegangen, besteht der hier interessierende Grundgedanke des Soziogramms ebenfalls darin, dass die Stellung des Einzelnen im Gesamtgefüge eines Beziehungsnetzes von ausschlaggebender Bedeutung

für das individuelle Erleben und Verhalten anzusehen ist. Ein Beispiel hierfür wäre etwa das Netzwerk aus Sympathiebeziehungen innerhalb einer Schulklasse und die individuelle Position eines Schülers darin. Abbildung 2 zeigt ein typisches Bild eines Soziogramms, wie es in der Tat in der Schulklassenforschung erfolgreich verwendet wurde und wird. Durchgezogene Pfeile stehen in einer solchen Abbildung meist für Sympathie, gestrichelte für Antipathie oder Konflikt.

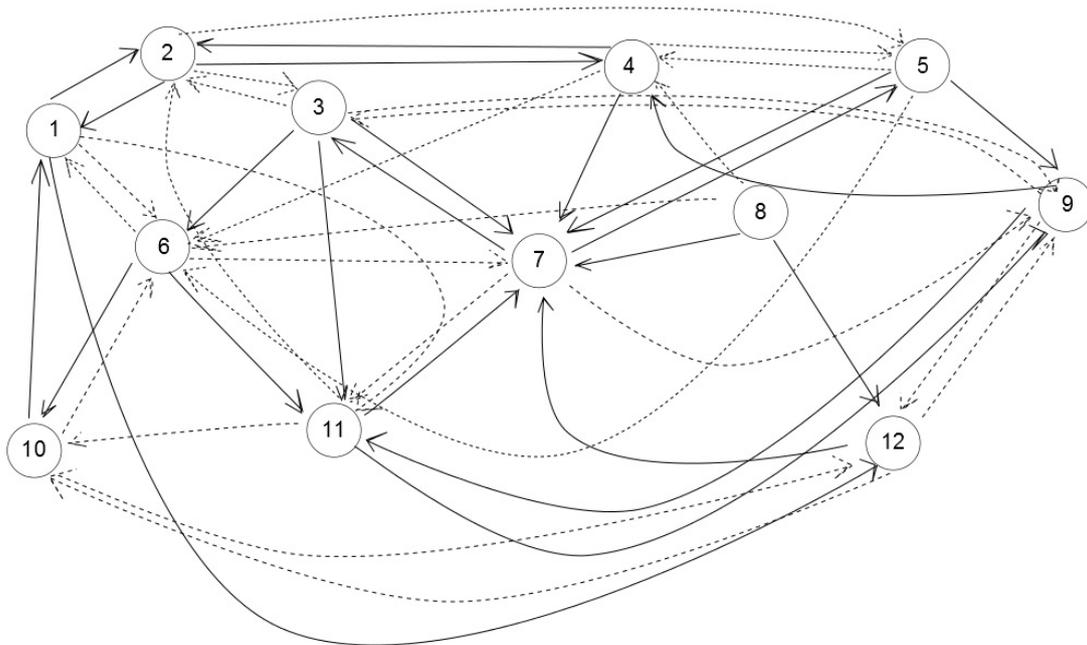


Abbildung 2: Ein typisches Soziogramm (Knob, 2011)

Auch hier finden wir wieder den bereits beim Genogramm betonten Schluss von Beziehungsstrukturen auf individuelle Entwicklung. Individuelle Merkmale oder dyadische Qualitäten interessieren beim Soziogramm nicht weiter: Um im Beispiel aus Abbildung 2 zu bleiben, würde es hier nicht notwendigerweise von Interesse sein, ob 11 und 7 Geschwister sind oder nicht. Stattdessen werden etwa die relativen Verhältnisse von Sympathie und Antipathie im Netzwerk gebildet (z.B. Soziometrischer Status, Soziometrischer Index), welche die Position der Individuen innerhalb des Gesamtnetzwerks beschreiben. Diese werden dann unmittelbar zur Diagnostik oder Prognose genutzt, etwa um in einer Schulklasse Außenseiter oder besonders beliebte Schüler zu identifizieren und darüber einen Zugang zu möglichen Interventionen zu erhalten. Nachdem der Einsatz dieser Forschungsmethode für einige Zeit etwas zurückgegangen ist, werden jüngst wieder Stimmen laut, die ein Revival der theoretischen wie empirischen Beschäftigung mit dem Soziogramm fordern (von Ameln, Gerstmann & Kramer, 2009; Stadler & Kern, 2010).

4.3 Beziehungsstruktur-Ansatz III: Forschung in der Beziehungsmatrix

Im Abschnitt 3 ist bereits die von Asendorpf und Banse (2000) als Beziehungsmatrix-Forschung bezeichnete Beschäftigung der Psychologie mit dem Gesamt aller (psycholo-

gischen) Netzwerkpersonen unter Ausblendung der Alter-Alter-Beziehungen und der Struktur erwähnt worden. Hierzu hat sich in den letzten beiden Dekaden eine bisweilen lebhaftere Forschungstradition entwickelt, in denen typischerweise Gesamtwerte zu verschiedenen Unterstützungs- oder Bindungswerten aus verschiedenen Netzwerksektoren gebildet und zueinander in Beziehung gesetzt werden. So werden hier typischerweise vergleichbare psychometrische (Einstellungs-)Skalen für verschiedene Beziehungen eingesetzt, aus denen dann beispielsweise ermittelt wird, wie hoch die mittlere oder gesamte emotionale, instrumentelle oder informationelle Unterstützung aus der Herkunftsfamilie, dem Freundeskreis oder dem Arbeitskollektiv ist.

Ohne diese Forschungsrichtung an dieser Stelle im Detail weiter erläutern zu können,⁶ ist – parallel mit den beiden zuvor genannten Verfahren – das genuine Beziehungsstrukturdenken besonders interessant. Pointiert gesagt interessieren bei diesen Forschungen wieder weniger die Einzelbeziehungen des Individuums (etwa: ob die Beziehung zur Mutter gut oder schlecht ist), sondern vor allem – technisch gesprochen – die Wirkung relativer Sektorengewichte. Diese werden derzeit vor allem unter den Phänomenen Kompensation (oder Substitution), Konkurrenz und Generalisierung diskutiert.

Wendt, Diewald und Lang (2008) fanden etwa in einer solchen vergleichenden Beziehungsmatrix-Erhebung mit jungen Erwachsenen sowohl Generalisierungs- als auch Konkurrenz- und Kompensationseffekte zwischen privaten und beruflichen Beziehungsektoren. Im Mittel positivere und spannungsärmere Beziehungen mit Familienmitgliedern und dem Partner gingen signifikant häufiger auch mit wertschätzenden und Anerkennung vermittelnden Beziehungen im beruflichen Bereich einher (z.B. Studium, Arbeit). Hinsichtlich der Größe von Netzwerksektoren fanden sich in der Studie aber auch Konkurrenzeffekte: „Mit steigender Ausschöpfung beruflicher Beziehungen sinkt die Realisierung verwandtschaftlicher Beziehungen aus dem Pool potentieller Beziehungen“ (S. 474). Und wenn sich Verwandtschaftsbeziehungen durch ein besonders hohes Maß an Belastung auszeichneten, suchten junge Erwachsene umso mehr die Nähe zu Kollegen (Kompensation). Auch in diesen und anderen, derzeit stark betriebenen Untersuchungen (z.B. Buhl, 2009; Wrzus, Wagner & Neyer, in Druck) liegt, wenn auch kein vollständiger Netzwerkansatz, so doch ein genuines Beziehungsstrukturdenken bereits in der Disziplin vor.

5 Aktuelle Entwicklungen und Ausgangspunkte möglicher Innovationen in der psychologischen Netzwerkforschung: vier Beispiele

Die vorangegangenen Abschnitte haben aufgezeigt, dass in der akademischen wie angewandten Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie bereits einige Voraussetzungen für eine verstärkte Implementation des Netzwerkdenkens angelegt sind. In diesem Abschnitt sollen über diese grundlegende Einsicht hinaus einige ausgewählte und noch randständige aktuelle Entwicklungen vorgestellt und diskutiert werden. Dies geschieht insbesondere vor der Frage, inwiefern diese dazu geeignet sein könnten, für die psycho-

6 Für Interessenten sei z.B. auf Furman und Buhrmester (1992, 2009) verwiesen.